

Nebelwasser

Eine Kurzgeschichte über die gefährliche Macht des Manas

Kurzgeschichten aus Schradak Nahk

Von Leonard Oetzel-Pfeiffer

Nebelwasser

Es war ein langer Weg, ein Reaper zu werden. Clay war von diesem Schicksal noch weit entfernt. Weit genug jedenfalls, um alle Gedanken daran erfolgreich zu verdrängen. Darum empfand er nichts als Genugtuung und den Beginn des Rausches, als er das Nebelwasser inhalierte.

Er hatte es von Tribbel gekauft; zwei Taler für kaum mehr als einen Fingerhut voll, der gerade für zwei, vielleicht drei Tage ... nein. Er würde nur für zwei reichen. In dem Punkt machte Clay sich nichts vor.

Er saß in einem der Abwasserschächte und schaute durch eine der vergitterten Durchreichen zum in der Nacht unbelebten Zeremonienweg hinauf. Dieser verlief zwischen dem Nord- und dem Südtor und hatte zwar als Weg begonnen, war jetzt aber die breiteste und längste Straße Seperias. Der Stadtherr pflegte ihn entlangzuschreiten ... über die Köpfe derer hinweg, die es nicht geschafft hatten, wie er sagte.

Clay zog die schmutzige Decke enger um seine schmalen Schultern. Kälte marterte ihn, seit der Herbst begonnen hatte. Sie würde nur schlimmer werden. Für die nächsten fünf, sechs Monate begann der wahre Überlebenskampf, der den im Frühling und Sommer zu einem unbedeutenden Scharmützel degradierete. Die Penner begannen sich zu bewaffnen – er selbst hatte schon ein schönes Messer aus einer der Tavernen erbeutet; hatte es mitgehen lassen, ganz unbenutzt, als der Gastwirt ihn an den schulterlangen Haaren herausgeschleift und die Treppe zur Schanktür hinabgestoßen hatte.

Das Messer war die aufgeplatzte Lippe wert gewesen. Er würde es brauchen, um seine Decke, sein karges Essen und sauberes Wasser zu verteidigen. Es gab nur noch drei unbewachte Brunnen in der Stadt, zu denen den Pennern der Zutritt erlaubt war – oder nicht verboten, traf es wohl eher.

Das Gerangel würde ein wahres Fest für die Anwohner werden.

Aber vor allem anderen (vor dem Essen, dem Wasser und der wärmenden Decke) musste er sein Nebelwasser beschützen. Es war der neue Name. Die alten verloren irgendwann ihren Reiz; es war immer dieselbe Masche. Die Brauer gaben vor, die Bestandteile neu vermischt, neu abgestimmt zu haben, um eine größere Wirkung und eine bessere Verträglichkeit zu erreichen; die Dealer wussten, das war Schwachsinn, ebenso die Käufer, wie Clay einer war. Jedes Mal wurde das, was nun Nebelwasser hieß, teurer, obwohl es dieselbe Brühe wie am Anfang war – vermutlich mit noch weniger Mana und noch mehr Wasser. Letztes Mal hatten sie einfach Pfeffer dazugegeben!

Wäre er ein Mann, der für sein Recht kämpfte und für sein Leben arbeitete, dann hätte er sich beschwert, aufbegehrt gegen solchen Betrug. Aber wenn er freilich solch ein Mann gewesen wäre, wäre er kein gebrochener, tagein tagaus besoffener und mit Nebelwasser bis zur Besinnungslosigkeit zgedröhnter Obdachloser, der nur die Taler in der Tasche hatte, die er fand, erbettelte oder schwächeren Weggenossen abnahm.

Er hatte mehrere Zeitungen aus billigem, dünnem Pergament, das schon feucht gewesen war, soweit wie möglich entzündet und mit allem Unrat gefüttert, den er in der Unterwelt finden konnte. Nun brannte es. Gerade stark genug, um das Nebelwasser in seinem Kupfertopf zu erhitzen. Er kniete vor dem Feuer und hielt sein Gesicht direkt über den Topf. Als das Wasser kochte und zu verdampfen begann, stieg der süßliche Geruch des Nebelwassers auf – gierig sog er ihn ein. Die Flügel seiner langen Nase blähten sich, seine dürren, knochigen Finger pressten sich vor Ekstase zusammen und Fingernägel gruben sich in das Fleisch seiner Handballen. Ein Schmerz, der vom Nebelwasser weggespült wurde, der einfach verschwand. Ebenso das Stechen in seinem Rücken und das Ziehen in seiner Brust, das Kratzen seiner Kopfhaut und Brennen seiner Achseln. Alles verschwand. Der Schacht begann sich zu drehen. Er presste die Augen zusammen – süßlich, warm, weich. Clay fiel zur Seite und blieb liegen.

In der Wirklichkeit des Nebelwassers erlebte er indes große Abenteuer.

Sein letzter Rausch war Tage her. Zu viele Tage. Am Anfang, als er noch in der Werft als Schiffsbauer und Seilmacher gearbeitet hatte, war eine Inhalation in der Woche ausreichend gewesen, um die tristen Arbeitstage zu überdauern. Es war damit noch selten genug gewesen, um nicht zu bemerken, dass aus dem beliebten und aufregenden Zeitvertreib eine zerstörerische Sucht geworden war.

Nun ein halbes Jahr später brauchte er mindestens einen Rausch am Tag. In den letzten zwei Wochen aber war es immer schlimmer geworden. Er brauchte nun einen am Morgen, um überhaupt aufstehen zu können. Die Lethargie, die auf die wertvollen, begeisternden Berausungen folgte, war zu mächtig geworden. Die Dröhnung am Morgen hielt aber nicht bis abends an. Und dann waren die Schmerzen ohne Rausch so groß, dass er weinen musste.

Ein heulender Penner lebte nicht lange; dafür war die Gesellschaft zu rau.

Die Schmerzen waren auch an diesem Morgen entsetzlich. Seine Knie fühlten sich an, als würden sie gleich nachgeben, seine Finger konnte er nicht krümmen, sein Mund war trocken und das Atmen fiel ihm schwer. Er war mehr aus dem Abwasserkanal gekrochen denn gegangen und stank dementsprechend. Seine Kleidung war dreckig, völlig zerschlissen und sein alter Mantel war am Saum feucht und schimmelig. Seine Haare seit einem Jahr nicht geschnitten, unrasiert und mit gammigen Zähnen im Mund, deren Schmerz so groß und so tief durch die Wurzeln in seine Seele gedrungen war, dass er sich lieber auf die anderen Schmerzquellen konzentrierte. Das Nebelwasser war das Einzige, das sie bändigen konnte. Das Einzige, das ihn am Leben hielt.

»Hey, Tribbel, hast du was?«

»Bezahl erst mal dein Deckel, Clay.«

»Was? Ich hab ...«

Hatte er Anfang der Woche was gekauft? Hatte er kein Geld gehabt? Er konnte sich nicht erinnern. Wie viel Zeit war vergangen? War letzte Woche noch diese Woche oder war nächste Woche die letzte?

»Ge... Gevatter Zeit hat mir ins Gesicht geschissen ...«

»Oh Mann, Clay. Du ... oh beim Gottkönig Negotar, du hast dich eingekackt ... verpiss dich! Und komm erst wieder, wenn du genug hast für deine Schulden. Mach Platz für zahlende Kundschaft!«

Clay hatte schnell den Unrat, den er sich selbst auferlegt hatte, verdrängt – die Schmerzen in Knien, Rücken und nun auch in der Blase waren bestimmend und dominierten sein Denken, wie der Hunger eines Literaten vom Voranschreiten seiner neusten Geschichte verdrängt wurde.

Alles schwamm. Die Menschen auf der Straße, die Männer in ihren schwarzen Roben, die Frauen in ihren Kleidern, mit den weiten Röcken, die Parfümwolken und Perücken, der Wachseruch der polierten Schuhe ... alles drang so intensiv in seinen Kopf, der so lange vernebelt gewesen war. Er roch nicht die Düfte von fernen Pflanzen, die vielleicht nicht einmal existierten, sondern die grausame Wirklichkeit, die ihn überhaupt erst zum Nebelwasser verleitet hatte.

Sprachen sie überhaupt seine Sprache? Sprach er noch die Ihre? Er verstand jedenfalls kein Wort, weder das Schnattern der in Trauben herumstehenden Bauersfrauen noch die rüde Beschimpfung, die ihn aus der Gegenwart der Stände vertreiben sollte.

Er brauchte Nebelwasser. Er brauchte Mana, das verbrannte, dessen Dampf er einsaugen konnte, das ihn belebte, ihn nährte und fütterte, wie kein Fleisch, kein Getreide es vermochte.

»Wo ... wo zum Henker bin ich?«

Er schaute sich um; fand sich zwischen Schuppen wieder. Alt, verfallen. Er ging ans Ende der Gasse. Es roch nach Fisch, nach Meeresluft. Die Werft, in der er gearbeitet hatte, lag verfallen vor ihm. Nur ein Teil des großen Gebäudes wurde noch zur Lagerung von Gütern benutzt. Der Schiffmeister war nach Pinita gegangen. In eine der großen Werften, die die riesigen Galeonen bauten. Da war das echte Geld. Die Käne, die sie hier bauten, waren für die offene See meist nicht tauglich.

Clay ging weiter. Ohne Ziel. Er verließ den Hafen, als die Angst kam.

Nebelwasser. Ich brauche ... Nebelwasser.

Meine Haare tun weh. Meine Haare tun weh!

Er wusste nicht, wie er hierhergekommen war. Die Dämmerung setzte ein, die Straßen wurden leerer, Geschäfte schlossen. Die Nachtwache würde bald ihre Runden ziehen und deren Knüppel hingen weit lockerer in ihren Halftern als die derer, die tagsüber unterwegs waren. Seperia war ein recht sicheres Pflaster, wenn man in der richtigen Gegend wohnte. Die Viertel, in denen die letzten drei freien Brunnen waren, würden schnell heruntergekommen sein. Die Vagabunden und Obdachlosen würden sich dort massieren.

Und die Garde würde knüppeln, was die Knüppel hergaben.

Er war im Gortes-Viertel ... hier hatte er gewohnt, als er noch eine Bleibe bezahlen konnte. Einige seiner Kollegen auch. Einen kannte er noch immer ... durfte ihn aber nicht besuchen. Nur im Notfall hatte Kortez gesagt. Nur im Notfall.

Aber war es keiner? Er schaute auf seine dünnen Hände hinab. Sie zitterten vor Kälte, die Fingernägel waren blau unterlaufen.

Wo sind meine Schuhe? Steckt ... steckt eine Scherbe in meinem Fuß ... ich ... ich sterbe hier ... Nebelwasser! Nebelwasser!

»Nebelwasser! Nebelwasser ...!«

»Halt die Fresse! Es ist Nachtruhe, du Penner!«

Clay konnte die kreischende Stimme nicht zuordnen – rasch ging er weiter.

Kortez' Haus tauchte vor ihm auf; an der Vordertür vorbei, an der Hauswand entlang, in den Garten auf der Rückseite: Ein ganzes Haus gehörte ihm. Der hatte was aus sich gemacht, war am Hafen geblieben, hatte »nein« zum Nebelwasser gesagt. Oder wie hieß es damals, Lebenssaft? Ja, so hieß es damals.

Er war zu Hause. Rauch pocherte aus dem Schuppen, den er immer gut abschloss. Ein hoher Zaun sperrte neugierige Blicke aus.

Clay klopfte an die wacklige Holztür, die das schwere Schloss verspottete.

»Mari, ich habe gesagt, wenn ich arbeite, dann ... Clay? Was ...? Du siehst ja beschissen aus.«

»Gevatter Zeit hat mir ins Gesicht geschissen.«

»Clay, oh Mann, na gut komm rein. Ich hab was für dich ... aber nur weil du mir früher immer zur Hand gegangen bist, inner Werft. Erzähl ja keinem deiner Kumpel, dass du was bekommen hast, klar?«

Clay glaubte, Kortez packte ihn am Kragen. Sein dickes Gesicht mit den schwarzen Bartstoppeln tauchte vor seinen Augen auf.

»Bin ich hier?«

»Ja bist du, Clay. Hast du mich verstanden? Ich habe etwas für dich, aber wehe hier taucht in den nächsten Wochen ein Penner nach dem anderen auf, keine Kohle in der Tasche, aber will Mana haben, weil er sagt, »Clay hat aber auch was bekommen!«, verstanden? Meine Fresse wach auf, Clay, wach auf. Ich hab was Neues gebraut. Gutes Zeug, wirkt besser und ist verträglicher ...«

»Ich ... ich brauch Nebelwasser. Gegen die Schmerzen ... damit ich wieder fliegen kann ... ohne kann ich nicht fliegen ... da krieg ich die Füße nicht vom Boden hoch ... geht nicht, bin zu schwer ohne ... Oh, Kortez, Kortez bist du's? Scheiße, Scheiße, was ist nur los, was mache ich ... ich will nach Hause. Ich will wieder meine Wohnung haben und Clori. Meinst du, sie wartet noch da auf mich?«

Er konnte Kortez' Augen nicht sehen. Sie waren einfach nicht zu fassen, der dicke alte Werftarbeiter bewegte sich zu schnell in dem engen Schuppen. Etwas brodelte in der Ecke. Es roch nach Nebelwasser, aber auch doch wieder nicht.

»Kein ... kein Nebelwasser. Ich ... der Schmerz weckt mich auf, glaube ich. Ich ... ich hatte ihren Namen vergessen. Ich ... ich liebe sie ...«

»Sie ist weggezogen, hat geheiratet, soweit ich weiß. Ich habe kein Nebelwasser für dich, Clay. Ich hab wie gesagt was Neues zusammengestellt. Das Nebelwasser schnüffelt doch keiner mehr, ist Schnee von gestern. Ich weiß, es gibt noch Reste, die abverkauft werden. Aber das hier, guck es dir an, das ist das Mana der Zukunft, mein Freund. Du wärst der Erste, der es sich reinzieht. Ist 'ne Goldgrube. Pass auf, du kennst dich schließlich aus, und wenn du deinen Kumpels erzählst, ich hab das Neuste und Beste, dann kriegst du von jedem Verkauf, den meine Dealer machen, fünf Prozent – und zwar jedes Mal!«

»Jedes Mal?«

»Jedes Mal!«

Jedes Mal? Jedes Mal!

»Ok ... die Schmerzen sind zu stark. Gib mir Nebelwasser, bitte, ich ... ich zahle später oder ... oder ich mach für dich diese kranken Sachen, die sie im Feuerviertel anbieten ...«

»Clay, halt den Mund. Wir sind Freunde, also ... komm einfach hier rüber und den Rest kennst du ja.«

Clay fühlte sich von schweren Händen an den Schultern gepackt und vor einen groben Holztisch auf einen Stuhl platziert. Hundert verschieden Töpfe, Gläser und Tinkturen standen dort herum, in der Mitte war ein Loch mit einem Kessel. Eine Glasflasche, verkorkt, stand vor ihm. Darin eine schwarze Flüssigkeit.

»Das mein Freund«, Kortez nahm die Flasche in seine Tatze und hielt sie Clay vor seinen vernebelten unstillen Blick, »ist Schattenfeuer. Mein eigenes Rezept.

Geht runter wie Öl und fast keine Mutationen, naja, so denke ich es mir, das Mana ist feinste Ware und ich meine, du bist Experte, also zieh richtig an und sag mir deine Meinung.«

»Schattenfeuer? Dann heißt das Nebelwasser jetzt ...«

»Nein. Nebelwasser gibt es nicht mehr. Das ist das Mana, das du brauchst, und das heißt Schattenfeuer, meine Idee, mein Rezept, mein Name. Los probier!«

Clay tat, wie ihm geheißen, und sog die aufbrodelnden Dämpfe ein. Das Schattenfeuer schmeckte weniger süß, eher sauer, mit einem Geruch von Vanille – vermutlich hatte der fette Drecksack eine Schote eingerieben und das war's dann auch schon mit den Neuerungen. Selbes Gift, anderer Geschmack – aber teurer.

Die Wirkung war intensiv, aber geschmeidig. Glitt in seinen Kopf und brach nicht hinein. Seine Beine wurden taub, seine Hände größer und seine Finger ... länger. So benebelt war er noch nicht, er hatte nur einmal eingeatmet.

Ein teuflischer Schmerz marterte seinen Körper. Seine Finger bogen sich nach hinten durch, er spürte seinen Blick abwandern, als sein Kopf seine menschliche Form aufgab und sein Kiefer und seine Zähne wuchsen und wuchsen.

Es dauerte nur wenige Augenblicke, da verwandelte er sich in einen Reaper und zerfetzte Kortez mit seinen neuen Klauen und Reißzähnen. Er brach aus dem Schuppen aus und verschwand in den Kanälen unter der Stadt.

Dann war er weg. Übrig blieb ein Monster, das vom Rausch des Schattenfeuers nie mehr herunterkommen sollte.